

Womit identisch?*

Hartmut Haberland, Universität Roskilde

„Mia san mia!“

Motto des Fußballvereins Bayern München

Identität ist einer dieser Begriffe, die sich so leicht in den Mund nehmen lassen; jeder scheint etwas darunter verstehen zu können und wer ihn verwendet, wird selten herausgefordert, ihn doch zu definieren. Wir wissen ja schon, wovon die Rede ist. In der Soziolinguistik, oder um einen Begriff von Bucholtz und Hall zu verwenden, soziokulturellen Sprachstudien (2005: 586), hat man sich seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts daran gewöhnt, der Untersuchung der Sprache eine wichtige Rolle bei der Erforschung von Identität zuzuschreiben. Aber was ist Identität überhaupt und wie verhält sich Sprache zu ihr?

Nicht nur die gesellschaftlich orientierten Sprachwissenschaftler betrachten Identität als einen brauchbaren Überbegriff für das, was sie unterrichten und worin sie forschen. Ich arbeite selbst an einem Institut für Kultur und Identität, das sich diesen Namen gegeben hat, als Philosophie, Geschichte, Kulturstudien sowie Sprach- und Literaturwissenschaft im Jahre 2006 durch eine universitätspolitische und verwaltungsmäßige Maßnahme in einem Institut zusammengefasst wurden.

Wie andere Begriffe mit einer langen Geschichte wird „Identität“ und seine Entsprechungen in anderen Sprachen des westlichen Kulturkreises (*identitet, identité, identity, ταυτότης, identità, identitats, identidad, identidade, identiteit*) in verschiedenen Traditionen und Kontexten verschieden verwendet, und wie Raymond Williams richtig unterstreicht, ist eine solche Verschiedenheit durchaus produktiv, denn “the complexity, that is to say, is not finally in the word, but in the problems which its variations of use significantly indicate” (1976: 81 s.v. *Culture*). So reden Philosophen, Mathematiker, Logiker, Psychologen, Soziologen, Soziolinguisten von Identität – mehr oder weniger begeistert; etwa sagt Wittgenstein „beiläufig“, „von *zwei* Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von *Einem* zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts.“ (Tractatus 5.5303). Andere Logiker bestehen auf dem Unterschied zwischen Identität und Gleichheit: „Identität wird, werden wir sehen, erst im Zusammenspiel mit Nichtidentität bedeutsam ...“ (Freytag von Löringhoff 1961: 15) und „Identität ist nicht Gleichheit. Diese ist nämlich ein Grenzfall der Ähnlichkeit.“ (1961: 16) Damit sollten wir anderen lieber die Finger von der Identität lassen und mit der weniger vornehmen Gleichheit vorlieb nehmen – was aber gerade die Soziolinguisten durchaus nicht geneigt sind, zu tun.

Sonst so hilfreich, lässt uns Raymond Williams’ mit seinen *Keywords* von 1976 im Stich. Sein Wörterbuch der Kultur und Gesellschaft enthält kein Stichwort “Identity”. Cassins « Dictionnaire des intraduisibles » (2004) hilft uns schon eher auf den Weg. Dort werden drei Bedeutungen von Identität unterschieden (2004: 581); Identität als Ununterscheidbarkeit, auf Französisch « même que » oder « identique à » (wo aber zum Unwillen der Logiker nicht Gleichheit und Identität auseinandergehalten werden), was dem Lateinischen *idem* ‚der selbe‘ entspricht, weiter die persönliche Identität, das « soi-même » oder die « ipséité », was dem Lateinischen *ipse* ‚selbst‘ entspricht, und schließlich die ‚reflexive‘ Identität, die als Möglichkeitsbedingung der « énonciation » gedacht wird, also die Identität des sprechenden Subjekts – die letztere, philosophischste, und am Übergang von der Ontologie zum Transzendentalen verortet, wird letztlich auf Kants

* Dank an Wolfgang Reisig und Peter Eisenberg für hilfreiche Kommentare.

„Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ zurückgeführt, wo vom „Bewußtsein seiner selbst“ die Rede ist; „Daß der Mensch in seiner Vorstellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle auf Erden lebenden Wesen“ (Cassin, Hrsg. 2004: 645, Kant 1907: 127). Das Historische Wörterbuch der Philosophie von Ritter und Gründer (1976: 144) weist darauf hin, dass Identität eine Gedankenbeziehung ist, die die „durch das diskursive Denken ermöglichte Vervielfältigung“ der Bezeichnungen für einen Gegenstand wieder aufhebt: der Gegenstand mag viele Namen haben, das Bezeichnete ist das gleiche. Freges Morgenstern und Abendstern fallen uns hier ein.

Die Unterscheidung von « le même » und « soi-même », von *idem* und *ipse*, von dem Selben und dem Selbst ist später auch von Paul Ricoeur hervorgehoben, der den Gegensatz dieser beiden Identitäten in seinem Begriff der narrativen Identität aufzuheben sucht (Ricoeur 1991).

Eins scheint aber klar zu sein: ein immer wiederkehrendes Thema in den Versuchen, Identität einzukreisen, ist der Hinweis darauf, dass Identität ohne ihren Gegensatz, den Unterschied eigentlich uninteressant ist; wenn es nur Identisches gäbe, bräuchten wir nicht davon zu reden; Identität ist erst interessant im Gegensatz zu etwas, was nicht identisch ist, eben anders. Das kommt bereits bei Heraklit zum Vorschein, von dem uns nicht überliefert ist, dass er von Identität redet, aber was er offenbar an dem gleichen, mit sich selbst identischen Fluss interessant findet, ist, dass er aus immer wieder verschiedenen Wassern besteht: „ποταμοῖσι τοῖσιν αὐτοῖσιν ἐμβαίνουσιν, ἕτερα καὶ ἕτερα ὕδατα ἐπιρρεῖ.“ (Fragment 12), oder in Diels' Übersetzung: „Denen, die in dieselben Flüsse hineinsteigen, strömen andere und wieder andere Wasserfluten zu.“ (Diels 1972: 154) Auch bei Locke im 27. Kapitel des 2. Buches seines *Essay Concerning Human Understanding* von 1690 wird Identität gleich zusammen mit Verschiedenheit eingeführt: “Another occasion the mind often takes of comparing, is the very being of things, when considering anything as existing at any determined time and place, we compare it with itself existing at another time, and thereon form the ideas of identity and diversity.” (1823: 47) Vielleicht wird Identität nicht geradezu als Unsinn gesehen, aber doch als etwas, was erst interessant wird, weil es zweierlei gleichsetzt, nämlich ein Ding zu zwei verschiedenen Zeitpunkten. Und in beiden Fällen haben wir mit relationalen Begriffen zu tun. Identität ist keine Eigenschaft eines Dings, sondern eine Beziehung zwischen zwei verschiedenen Dingen, die erst einmal verschieden gedacht werden müssen, bevor sie gleichgesetzt werden können. Dass die Venus mit sich selber identisch ist, ist trivial, aber nicht, dass der Morgenstern und der Abendstern der gleiche Planet sind, eben die Venus.

Von Sprache ist hier noch gar nicht die Rede, allenfalls in dem Sinne, dass Gleichheit und Verschiedenheit nicht bloß gedacht werden müssen, sondern auch sprachlich ausgedrückt. Bevor sich die Soziolinguisten als *Sprachwissenschaftler* aber für Identität interessieren konnten, mussten die *Sozialwissenschaftler* erst den Schritt von der persönlichen Identität-mit-sich-selbst zu der sozialen Identität-mit-anderen vollziehen. Henri Tajfel schreibt 1978, “social identity will be understood as that *part* of an individual's self-concept which derives from his knowledge of his membership of a social group (or groups) together with the value and emotional significance attached to this membership.” (Tajfel 1978: 63) Hier ist noch vom Selbst (*ipse*) des Individuums die Rede, aber als ein wesentlicher Teil dieses Selbst – und nicht etwa identisch mit ihm – wird das Wissen gesehen, dass dieses Individuum zu einer Gruppe gehört, deren Mitglieder etwas miteinander gemeinsam haben, also unter einem bestimmten Gesichtspunkt gleich sind. Und im gleichen Band schreibt Howard Giles, dass “social identity acquires meaning, however, mainly in comparison to other groups” (Giles 1978: 385) – Gleichheit ist nur interessant oder bedeutungsvoll, weil sie im Gegensatz zur Ungleichheit im Verhältnis zu anderen Gruppen gesehen wird. Giles interessiert sich aber nicht bloß für soziale Identität und soziale Differenz ganz allgemein, sondern für soziale Identität von Sprachgruppen. Hier und später bei Lachman Khubchandani ist Sprache plötzlich ein Index für Gruppenzugehörigkeit (Khubchandani 1986). Identifikation mit einer Sprache – aber nicht unbedingt Verwendung einer Sprache – wird als indexikalisch für Gruppenzugehörigkeit gesehen; aber in einer brüchigen, nie ganz eindeutigen und immer in

- intraduisibles*. Paris: Seuil.
- Diels, Hermann (1972). *Die Fragmente der Vorsokratiker*. Dublin und Zürich: Weidmann
- Fabricius, Anne H. & Janus Mortensen (2013). 'Language ideology and the notion of construct resources'. In Tore Kristiansen & Stefan Grondelaers (eds.), *Language (De)standardization in Late Modern Europe. Experimental Studies*. Oslo: Novus. 375-401.
- von Freytag genannt Löringhoff, Bruno (1961). *Logik: ihr System und ihr Verhältnis zur Logistik*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Giles, Howard (1978). 'Linguistic differentiation in ethnic groups'. In Henri Tajfel (ed.), *Differentiation Between Social Groups: Studies in the Social Psychology of Intergroup Relations*. London: Academic Press. 361-393.
- Kant, Immanuel (1907 [1798]). 'Anthropologie in pragmatischer Hinsicht'. In *Kant's gesammelte Schriften, Band 7*. Berlin: Reimer.
- Khubchandani, Lachman M. (1986) 'Multilingual societies: issues of identity and communication'. *Sociolinguistics*, 16(1): 20-34.
- Khubchandani, Lachman M. (1997). *Revisualizing Boundaries: A Purilingual Ethos*. New Delhi. Sage.
- Locke, John (1823 [1689]). *The Works of John Locke in Ten Volumes, vol. II*. London: Thomas Tegg etc. [Reprint 1963 Aalen: Scientia Verlag]
- Ricoeur, Paul (1991). 'Narrative Identity'. *Philosophy Today*, 35(1): 73-81.
- Ritter, Joachim & Karlfried Gründer (Hrsg.) (1976). *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 4: I-K*. Basel und Stuttgart: Schwabe.
- Tajfel, Henri (1978). 'Social categorization, social identity and social comparison'. In Henri Tajfel (ed.), *Differentiation Between Social Groups: Studies in the Social Psychology of Intergroup Relations*. London: Academic Press. 61-76.
- Williams, Raymond (1976). *Keywords*. London: Fontana.
- Wittgenstein, Ludwig (1922). *Tractatus logico-philosophicus*. London: Kegan Paul.